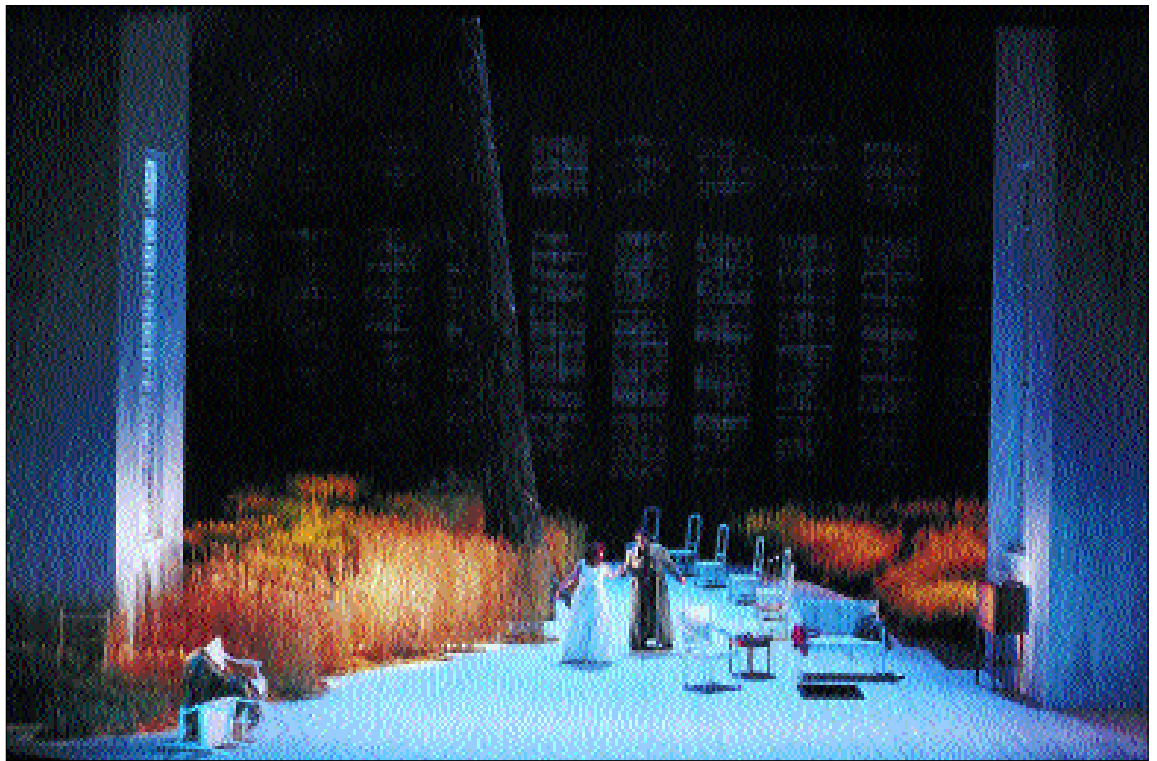


Sängerdämmerung in Bayreuth

Auch für
den neuen
„Ring“ unter
Giuseppe
Sinopoli und
Jürgen Flimm
gilt die
Devise:
Ab in die
Werkstatt!
Monika Beer
berichtet.



Wie gut, dass es die „Werkstatt Bayreuth“ gibt! Dort kann repariert und geflickt, kann trotz schwer wiegender Fehlkonstruktionen, Mängel und Pannen so manche Produktion, der man das auf den ersten Blick gar nicht zutraut, doch noch auf Festspielhochglanz gebracht werden. Auch der neue „Ring“ dürfte sich in den kommenden Jahren zu dem entwickeln, was Bayreuth dringend braucht: ein Event, vom Publikum geliebt, von den Kritikern goutiert. Aber ein avantgardistisches Musiktheaterereignis – da sei der nicht nur in seiner Entmythologisierung viel radikalere und damit auch schmerzhaftere Stuttgarter „Ring“ vor! – wird er trotzdem nicht sein.

Das neue Bayreuther „Ring“-Team mit Jürgen Flimm (Inszenierung), Erich Wonder (Bühnenbild), Florence von Gerkan (Kostüme) und Giuseppe Sinopoli (Musikalische Leitung) sollte und wollte auf Anhieb ein Meisterwerk vollbringen und hat es – natürlich – nicht geschafft. Immerhin hat das Wagner-Mekka mit dieser Produktion wieder Anschluss bekommen an die zeitgenössische Wagner-Interpretation. Auf die Hauptverantwortlichen wartet allerdings noch viel Arbeit. In unterschiedlichem Ma-

ße sind alle gefordert – und an erster Stelle der sicher nicht grundlos jetzt auch noch wegen prominenter Sängerabsagen in die Schlagzeilen geratene, inzwischen 81-jährige Festspielleiter Wolfgang Wagner: Ihm muss man zur Last legen, dass es leider nicht gelungen ist, insgesamt ein Solistenensemble zu engagieren, das dem Ruf Bayreuths entspricht.

Gab es für Bayreuth weit und breit keinen adäquaten Siegfried, keine Brünnhilde? Warum wurden diese beiden Hauptpartien mit Sängern besetzt, von denen man aus eigener Erfahrung wissen konnte, dass sie es nicht besser singen können? Hatte sich nicht schon 1999 bei Gabriele Schnauts Ortrud gezeigt, dass die Sopranistin leider kaum noch stimmlich differenzieren kann, stattdessen viel zu viel auf Lautstärke setzt und mit einem nicht mehr kontrollierbaren Tremolo dorthin abruischt, wo man den Wagnergesang mit Recht fürchtet?

Führte erneut kein Weg an Wolfgang Schmidt vorbei, der grundsätzlich mit zwei verschiedenen Stimmen singt, die er nicht

verblenden kann, also nur im Piano lyrisch weich und eingängig klingt und ansonsten trompetenhaft schneidend, manchmal auch gequetscht, ja quäkend? Wäre er nicht der erstklassige Mime mit tenoraler Durchschlagskraft, den Bayreuth nach dem sängerisch völlig unzureichenden Michael Howard dringend braucht? Können die Festspiele sich Premierenvorstellungen leisten, die wie „Siegfried“ schon aufgrund sän-

gerischer Defizite schier ins Bodenlose abstürzen?

Eine „Ring“-Produktion, bei der gleich mehrere Haupt- und

Besetzung wird zum Handikap

Nebenpartien glücklos besetzt sind, ist sowohl szenisch als auch musikalisch von vornherein gehandikapt. Rundherum überzeugende Sängerdarsteller wie Günter von Kannen (Alberich), Alan Titus (Wotan/Wanderer), Waltraud Meier (Sieglinde), Mette Ejsing (Erda), John Tomlinson (Hagen) und die schauspielerisch leider unterforderte Violeta Urmana (Waltraute) können das nicht wettmachen.

Davon abgesehen muss das Inszenierungsteam noch Elementares leisten, damit dieser „Ring“ sich rundet. Das Problem be-

steht zunächst einmal schon darin, dass der Regisseur sein selbst gestelltes Ziel vom „Ring“ als politischer Parabel nicht erreicht hat: So, wie Jürgen Flimm diese Geschichte von Machterwerb, Machtakkumulation, Machterhalt und Machtzerfall erzählt, fehlt etwas Wesentliches.

Man schaut je nach dramaturgischer und inszenatorischer Konstellation amüsiert, gelangweilt, verwirrt, gepackt oder entsetzt zu, wie und warum einige lebendig und zeitgenössisch konturierte Privatleute in ihr Verderben rennen, aber das Übergreifende, Allgemeingültige teilt sich nicht mit. Es ist nur Theater – zwar über weite Strecken brillant, unterhaltsam, einfallsreich, witzig, klug und manchmal traurig, aber auch so geschäftig, oberflächlich, laut und kleinteilig, dass man das große Ganze aus den Augen verliert.

Dahinter steckt womöglich ein anderes, schwerwiegendes Problem. Jürgen Flimm hat sich konsequent dem Mythos in Wagners „Ring“ verweigert – und wohl auch der Magie des Ortes.

Seine gewollte Distanz zu Wagner –

auch seine kundigen Berater, der Journalist Hermann Schreiber und der Politologe Udo Bernbach, konnten ihm diese Berührungsangst nicht nehmen, sondern haben sie nur hinter ihrem Wissen versteckt: Er nimmt dadurch zentralen Szenen und Figuren jene Tiefe, die sie unbedingt brauchen, um uns Menschen des angehenden 21. Jahrhunderts etwas zu sagen.

Es genügt eben nicht, Wotan, Brünnhilde und Siegfried in heutige Kostüme zu stecken und mit bedeutungsschwangeren Requisiten und szenischen Details auch dort zu bestücken, wo man sie gerade nicht erwartet. Aha-Erlebnisse und Déjà-Vus, Rate- und Erkennungsspiele, nicht entzifferbare Verrätselungen und eine Vielzahl von Gags (in der Bandbreite von vielsagend-amüsant bis hochnotpeinlich) können ein „Ring“-Universum füllen, aber nicht erfüllen. Immerhin: Der vielschichtig-vitale Wotan und der mit neuen Seiten aufwartende Hagen lassen hoffen. Vielleicht gelingt es Jürgen Flimm, auf diesem Weg konsequent weiterzugehen und noch mehr auf die Kraft der Figuren zu vertrauen als auf die Dramaturgie der immer wiederkehrenden, sich aber verändernden Schauplätze und auf das Netz der szenischen Querverweise, das zwar eini-

ge Erkenntnis-Früchte trägt, aber zu didaktisch, zu belehrend wirkt.

Erich Wonders vierzehn Szenerien sind gleichzeitig Zitate und ureigene Kompositionen, konfrontieren das Publikum mit so viel Trug- und Täuschungsbildern, dass man – natürlich nur in übertragenem Sinne! – vor lauter Wald die Bäume nicht mehr sieht. Der Bühnenbildner folgt der Vorgabe, die Tetralogie als ein Stück in vier Akten aufzufassen. Auf der Suche nach dem visuellen Pendant zu den musikalischen Leitmotiven ist er allerdings beim „Siegfried“-Drachen hängengeblieben, hat all seine Phantasie und Energie in die Realisierung des bühnentechnisch ungemein aufwändigen Fafner gelegt und darüber vergessen, dass der „Ring“-Schluss die größere, die wichtigere Aufgabe ist.

Giuseppe Sinopoli und das Festspielorchester hingegen sind fast schon ganz bei sich und bei Richard Wagner angekommen.

Trotz des rekordverdächtig langsamen Grundtempos baut der Dirigent so nachhaltige Spannungsbögen, dass im Premierenzyklus – mit Ausnahme des „Siegfried“-Debakels – nichts langatmig erschien. Er erzeugt einen auffallend klaren, farben- und facettenreichen Orchesterklang, der selbst dort, wo es laut ist, nichts Pathetisches an sich hat. Dem glänzend disponierten Festspielorchester gelingt es, die großen Emotionen nicht nur wiederzugeben, sondern sie gleichsam immer wieder neu zu erschaffen.

Sinopoli ist nicht mehr auf der musikwissenschaftlichen Suche nach Leitmotiven, ihren Verflechtungen und Verästelungen: Er ist vielmehr dabei, sie alle mit Leben zu füllen – manches Mal im wehmütvollen Leisen wie im martialisch Lauten vielleicht noch eine Spur zu vorsichtig, behutsam. Es geht ihm um musikdramatische Wahrhaftigkeit, die auch beinhaltet, dass sich das Orchester nicht in den Vordergrund stellt, sondern (trotz der manchmal belastenden Langsamkeit) in den Dienst der Sängerdarsteller, der menschlichen Stimme. Die wahren Meister von Bayreuth sitzen also im Orchestergraben und lassen für die kommenden Jahre auf Großes hoffen. Sinopoli ist auf dem besten Weg, ein „Ring“-Dirigent zu werden, dessen Name in der Interpretationsgeschichte einen besonderen und bedeutenden Klang haben wird. 

Distanz zum Mythos